

Heimat zwischen Ausgrenzung, Vertreibung und Integration

■ MANFRED SCHEUER



Manfred Scheuer, geboren in Oberösterreich, Studium in Linz und Rom. Von 1985 bis 1988 Assistent bei Gisbert Greshake in Freiburg. 1988 Spiritual des Linzer Priesterseminars. Von 1997–1999 Habilitation und Studentenfarrer in Freiburg. Nach Lehrtätigkeiten in Freiburg, Salzburg, St. Pölten 2000 Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Theologischen Fakultät Trier. 2003 ernannt zum Bischof von Innsbruck.

Der Innsbrucker Diözesanbischof hielt bei einer Veranstaltung im Gedenken an die Vertreibung der Zillertaler Protestanten im Jahr 1837 eine Ansprache, aus der wir den Schlussteil zitieren.

Ein entscheidender Grund für die politische und katholisch kirchliche Ablehnung der Toleranz gegenüber den Protestanten war die Position, dass die Glaubenseinheit entscheidend für die Landeseinheit und für die Reichseinheit sei.

Wir dürfen Identität und Einheit jedoch nicht als Gleichung denken, weder für unsere eigene Person noch für die Vorstellung unseres Landes, noch für die Vorstellung von Kirche. Das wäre narzisstisch im Sinne von Narziss, der sich in das eigene Spiegelbild verliebt und den nichts anderes mehr interessiert. Narziss ist dem Tod geweiht. Identität oder Selbstbewusstsein ist auch nicht durch bloße Abgrenzung von anderen zu erreichen: die Katholiken von den Protestanten, die Schwarzen von den Roten und Blauen, die Tiroler von den Wienern, die Österreicher von den Deutschen, den Italienern, den Tschuschen, den Türken. Ein solches Verständnis würde auch nicht dem „Katholischen“ in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes entsprechen.¹ Das „Eigene“ ist keine geschlossene, fensterlose Monade, Heimat kann keine Festung und auch kein Bunker sein. Heimat gibt es nicht ohne Wachstum und nicht ohne Veränderung, nicht ohne Begegnung mit dem und den Fremden, nicht ohne Gastfreundschaft und nicht ohne Einlassen auf Neues.

Das ist nicht nur vergangen, sondern auch gegenwärtig brisant. Ausland und Elend haben eine Wurzel. „Menschen“ mit Rechten und mit Würde sind für manche politische Gruppen nur jene, die der eigenen Nation oder Rasse angehören. Die anderen gelten als Barbaren oder Untermenschen. Das führt dann zum Tanz um das goldene

Kalb der Identität, um die persönliche, berufliche, nationale, politische, männliche, weibliche, kirchliche, parteiliche, ideologische Identität. Selbstbewusstsein und Zelebration werden eins. Eitelkeit und Arroganz gegenüber dem anderen machen sich breit. Im Kern ist diese narzisstisch orientierte Identität aber morbid: „Während das Subjekt zugrunde geht, negiert es alles, was nicht seiner eigenen Art ist.“²

Wer nur mit sich selbst beschäftigt ist, kann andere gar nicht wahrnehmen. Schizoide, gespaltene Personen können nicht integrieren. Die Zuspitzung der Individualisierung kennt keine verbindlichen Netzwerke und keine Zugehörigkeiten mehr. Egoisten lassen andere am eigenen Leben, am Wohlstand und an der Kultur nicht partizipieren. Wer selbst nicht integer ist, kann nicht für Integration sein. Entwurzelte Menschen müssen auch andere entwurzeln.

Das Selbsterhaltungs-Ich zeichnet sich durch Misstrauen, Rationalität, Kontrolle und Kritik aus. In Verhärtungen oder auch in Blockbildungen findet das Individuum nicht sein Heil. Eine Selbstverwirklichung, die alles Fremde als Hemmung, Begrenzung, Behinderung, Bedrohung und Feind seiner selbst verdächtigt und nur die Perspektive der Befreiung von anderen kennt, landet in der Vereinzelung. Menschliche Identität gelingt nicht in der Gettoisierung oder in einer Festung, nicht durch kämpferische Selbstverteidigung, Verhärtung oder Totalbewaffnung und ist auch nicht machbar.

Feindbilder

Wer gegen wen? Das ist nicht nur im Sport die Frage. Das gilt auch für Medien, Politik

1) „Der Katholizismus ist ... die einzige Wirklichkeit, die, um zu sein, es nicht nötig hat, sich entgegenzusetzen, also alles andere als eine ‚geschlossene Gesellschaft‘. Henri de Lubac, *Catholicisme. Einsiedeln* ³1992, 263.

2) Theodor W. Adorno, *Minima moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben* (Ges. Schriften 4, hg. Von R. Tiedemann), Frankfurt 1980, 51.

oder Wirtschaft. Gesellschaften im Kleinen und Großen werden konstruiert nach dem Muster: Wo sind meine Feinde? Von wem setzen wir uns ab? Es ist Ausdruck von menschlicher Schwäche und nicht von Stärke, anderen Menschen und Völkern von vornherein mit Abwertung und Verdacht zu begegnen oder alle, die sich nicht angleichen und unterwerfen, ins Lager der Feinde zu verweisen. Alles, was im Gegensatz zum Eigenen, zum Nahen, Bekannten, Gewohnten und Vertrauten steht, ist dann nicht geheuer und wird als Bedrohung erfahren. Sozialphilosophisch hat der deutsche Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger festgehalten, dass der Konflikt mit dem Nachbarn der Fremdenfeindschaft vorausgeht: „Der verabscheute Andere ist ursprünglich wohl immer der Nachbar, und erst, wenn sich größere Gemeinwesen gebildet haben, wird der Fremde jenseits der Grenze zum Feind erklärt.“³

Ich und die Anderen

Nach Emmanuel Levinas⁴, der als „Denker des Anderen“ bekannt ist, führt die Begegnung mit dem Anderen in seiner Uneinholbarkeit und Einzigkeit zu einer Erschütterung der je eigenen Welt. In der Erfahrung „Von-Angesicht-zu-Angesicht“ werden wir mit der Fremdheit des Anderen konfrontiert. Das eigene Ich wird dabei relativiert.

Diese Erfahrung kann nun unterschiedlich bewältigt werden: Man kann die Fremdheitserfahrung in einer Weise bewältigen, indem man den anderen den eigenen Anschauungs- und Denkformen unterwirft und ihn in den eigenen Weltentwurf einordnet. Oder das Subjekt erkennt seine Verantwortung an, dem Anderen als ihm selbst zu antworten. In der Anerkennung dieser Verantwortung muss es bereit sein, die eigene Verfügungsgewalt einzuschränken. Durch das Antlitz des Anderen wird der eigene Narzissmus, die ich-zentrierte Welt aufgebrochen. Echte Begegnung fordert das Herausgehen aus sich selbst, das Verlassen liebgewordener Vorstellungen, den Abschied von Bildern, in denen sich das Ich seine Welt zurechtlegt und zimmert. Angeblickt und angegangen

vom Anderen in seiner Bedürftigkeit und Unerreichbarkeit ist ihm gegenüber keine Indifferenz möglich.

Sie tragen in sich aber auch eine Dringlichkeit, eine ethische Verpflichtung und Forderung, andere nicht gering zu schätzen, nicht zu verachten, nicht als Material zu missbrauchen⁵. Bedürftigkeit, Not und Begrenztheit treten als Appell gegenüber, der Nähe, Geduld und Solidarität einfordert. Das konkrete Engagement für das Leben und die Freiheit des und der Anderen sprengt den Kerker der Ichgefangenheit und der subjektiven Verschlossenheit. Das Sein-für-den-Anderen, die Proexistenz als neue Orientierung der Freiheit kommen dabei an kein Ende.

Dabei bleiben die Unverfügbarkeit und das wesentliche Nicht-Begreifen des Anderen. Die Grenze des Anderen soll nicht vereinnahmt werden. Es bleibt ein Leiden an der Fremdheit. Das Aushalten der Differenz als positiver Raum der Begegnung wird zu einer Weise, in der Menschen gegenseitig ihre Würde wahren und das Geheimnis des nicht begreiflichen Gottes verehren.

Die italienische Philosophin Luisa Muraro⁶ macht eine andere Seite des Differenzdenkens sichtbar. Muraro denkt primär über die eigene Andersheit, nach und spricht in diesem Zusammenhang von der Notwendigkeit eines „Von-sich-selbst-Ausgehens“ und „Sich-nicht-finden-Lassens“. „Von-sich-selbst-Ausgehen“ bedeutet, die eigene Differenz im Sinn der eigenen, unableitbaren Originalität zu entdecken und zur Freiheit zu finden, diese Differenz positiv zu leben. Das inkludiert eine innere Freiheit von herrschenden Meinungen und von den Zwängen der Strukturen. Es bedeutet auch, dass es in mir ein bleibendes Geheimnis gibt, das dem anderen immer unzugänglich bleiben wird. Ich werde von den anderen, von der Gemeinschaft nie ganz gefunden. Ich bin immer mehr als die Meinung der anderen über mich.

Zur Religions- und Gewissensfreiheit, zum Respekt und Toleranz gegenüber anderen Konfessionen, zum friedlichen Dialog mit ihnen, zum Lernen voneinander gibt es vom Zweiten Vatikanischen Konzil her keine Alternative. ■

■ Die Grenze des Anderen soll nicht vereinnahmt werden.

3) Hans Magnus Enzensberger, *Aussichten auf den Bürgerkrieg*, Frankfurt am Main 1993, 11.

4) *Totalite et infini. Dt. Totalität und Unendlichkeit. Versuch über die Exteriorität*. Übersetzt von W.N. Krewani, Freiburg/München 1987.

5) Vgl. dazu: Emmanuel Levinas, *Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie*. Übersetzt, herausgegeben und eingeleitet von W.N. Krewani, Freiburg/München 1983, 185–208.

6) *Sich-nicht-finden-Lassen*, in: *Die Welt zur Welt bringen. Politik, Geschlechterdifferenz und die Arbeit am Symbolischen*. Hg. von Antje Schrupp, Königstein/Ts. 1999, 18–37.